

„Auf gewalkten Lumpen, mit einer Spule von der Gans“

Wie, womit und worauf Heine schrieb

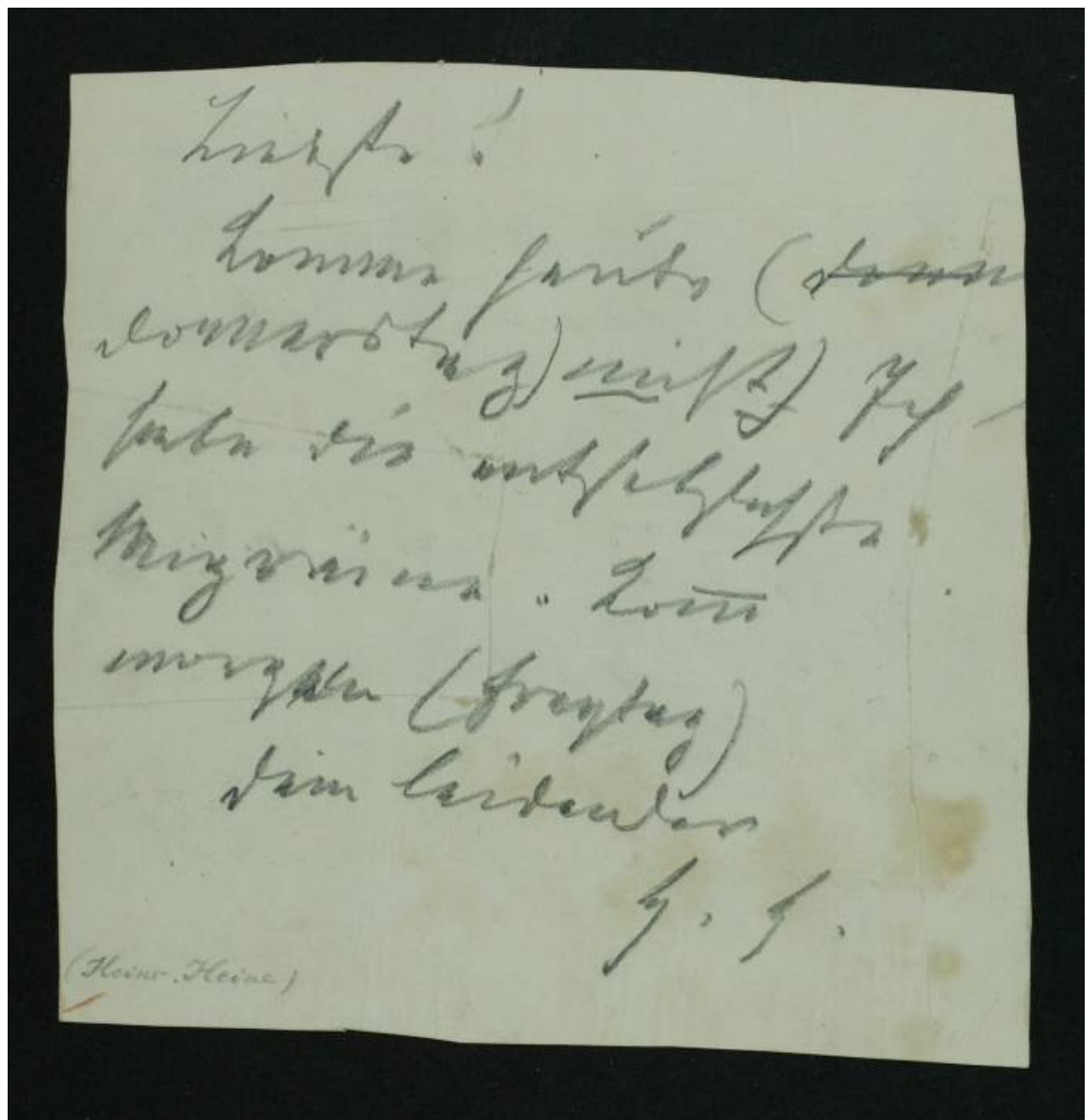
Jan-Christoph Hauschild

Ein Kranker liegt im Sterben. Obgleich noch keine 60 Jahre alt, ist er seit Jahren schon ein Pflegefall. Es ist Samstag, der 16. Februar. Am Mittwoch hat er noch, trotz andauernder Bettlägerigkeit, volle sechs Stunden lang gearbeitet. Jetzt quälen ihn heftige Kopfschmerzen und Übelkeit. Der Arzt verordnet Eisumschläge auf den Magen. Im Laufe des Tages nehmen die Brechanfälle zu. Am Nachmittag ruft der Patient dreimal seine Pflegerin, um ihr zu diktieren, jedes Mal flüsterte er ihr zu: „Schreiben“. Aber seine weiteren Worte sind unverständlich. Um ihm die Anstrengung des Wiederholens zu ersparen, antwortet die Pflegerin immer nur bestätigend mit „Ja“. Später ruft er erneut: „Papier – Bleistift.“ Es sind seine letzten Worte. Am nächsten Morgen ist er tot.

Was für ein Tod! Die letzten Gedanken, sie gelten nicht dem lieben Gott, nicht der Frau bzw. den Frauen (5 waren es zuletzt, die ihn häuslich umgaben), sie gelten nicht einmal der Nachwelt, sie gelten dem Schreibwerkzeug. So stirbt nur jemand, dem das Schreiben wichtig ist, wichtiger als alles andere. Schreiben als Profession, als Lebensinhalt, als Existenzform. Papier, Bleistift.

An meinem Pathos merken Sie, dass es heute Vormittag um letzte Dinge geht. Allerdings auch um ganz simple Dinge, um handelsübliche Schreibwerkzeuge, um gängige Schreib- und Beschreibstoffe, und es geht um unseren rheinischen Landsmann Heinrich Heine.

Hier sehen Sie eines der letzten, vielleicht das letzte Schriftstück von der Hand Heinrich Heines, ein mit Bleistift geschriebenes bzw. gekritzelttes Billet an seine Freundin Elise Krinitz, von ihm „Mouche“ genannt, vermutlich auf den 14. Februar 1856 zu datieren, ganze drei Tage vor seinem Tod. Papier, Bleistift!



Und hier sehen Sie das Gegenstück, das früheste überlieferte Dokument von Heines Hand, als er noch in Düsseldorf lebte und Harry hieß, ein mit Tinte geschriebenes Albumblatt für seine Eltern zu deren Hochzeitstag am 6. Januar 1813. Das Albumblatt machen augenfällig, dass Heine als Schüler Schönschreibunterricht erhalten hat. So kann er seinen Verlegern später makellose Druckvorlagen liefern. Die Verse sind übrigens nur zur Hälfte original; die beiden ersten hat Heine bei einem Rokokodichter geborgt. Aber er war ja auch erst 14 Jahre alt – vermutlich 14.



Zwischen beiden Manuskripten liegen 43 Jahre, in denen Heines Handschrift sich ein bisschen änderte, und in denen er vielfach das Papier und zuletzt auch das Schreibwerkzeug wechselte, die „Spule von der Gans“ mit dem Bleistift vertauschte.

Und an dieser Stelle bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig. Mein Vortrag ist betitelt „Auf gewalkten Lumpen, mit einer Spule von der Gans“. Die gewalkten Lumpen stehen natürlich für Papier, das zu Heines Zeit vorwiegend aus diesem Grundstoff bestand. Aber wieso Spule?

Es handelt sich um ein Zitat aus einem Heine-Gedicht, das er mit Tinte und eigener Hand 1847 in das Freundschaftsalbum seiner Frau schrieb.

Hier, auf gewalkten Lumpen, soll ich,
Mit einer Spule von der Gans
Hinkritzeln dir halb ernsthaft drollig,
Versifizirten Firlefanzen –

Ich, der gewohnt mich auszusprechen
Auf deinem schönen Rosenmund,
Mit Küssen, die wie Flammen brechen
Hervor aus tiefstem Herzensgrund!

O Modewuth! Ist man ein Dichter,
Quält uns die eigne Frau zuletzt
Bis man, wie andre Sangeslichter,
Ihr einen Reim in's Album setzt.

Heinrich Heine
Paris d 8' April 1847.

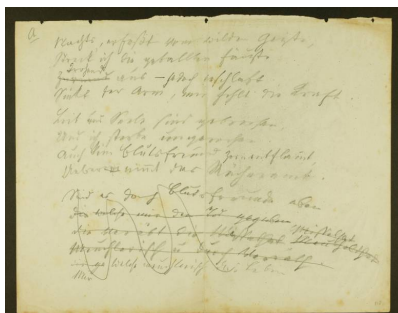
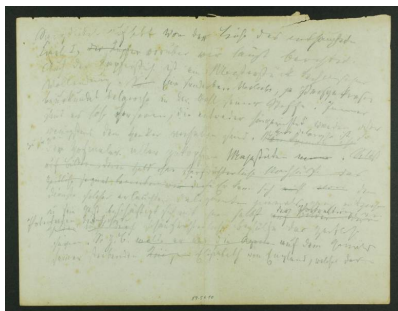
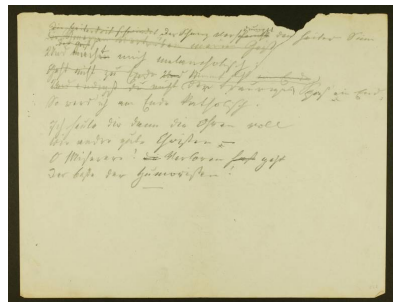
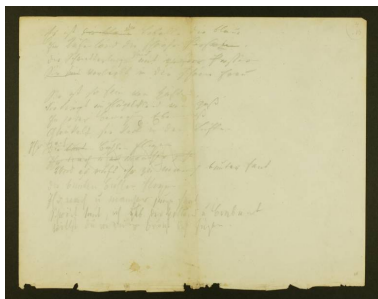
„Spule“ also gleich Gänsekiel. Aber wieso? Im „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm wird die „Spule“ als alte Bezeichnung für ein dünnes Rundholz erklärt, wie es sich etwa als Weberspule findet. Sie kennen das Wort aus einem Heine-Gedicht (Jehuda ben Halevy): „Jahre kommen und vergehen -- / In dem Webstuhl läuft geschäftig / Schnurrend hin und her die Spule -- / Was er webt, das weiß kein Weber.“ Weil als Weberspule auch die unteren hohlen Teile von kräftigen Federkielen dienten, wurde der Begriff darauf übertragen. Wir finden ihn in alten Wörterbüchern (Adelung), aber auch bei dem Schriftsteller Wieland, wo es heißt: „Er verfluchte die Gänse, mit deren Spulen die Feenmärchen geschrieben wurden.“ Soviel zur Worterklärung. Und nun der Reihe nach.

1. Heines Schriftträger: Papier

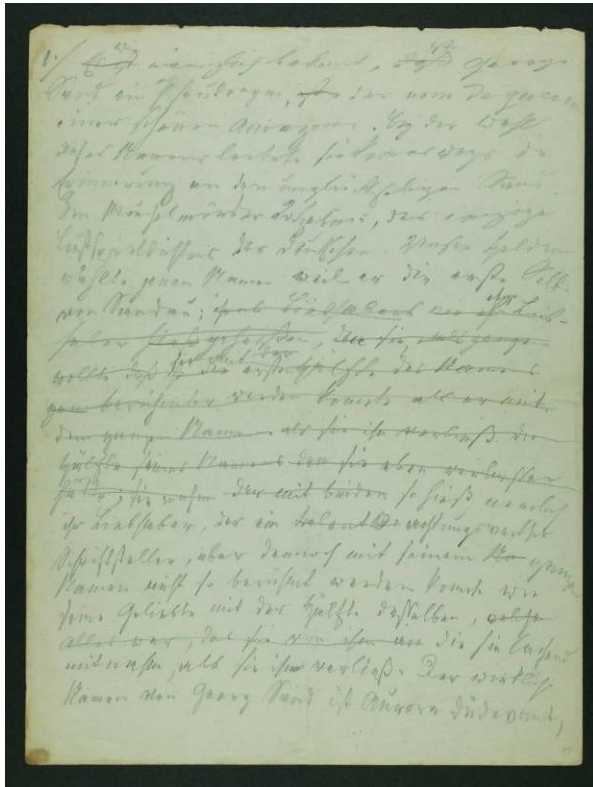
Der Siegeszug des Werkstoffs Papier als Kulturträger begann im 14. Jahrhundert mit der Errichtung der ersten Papiermühlen. Weitere 400 Jahre später wurde die erste Papiermaschine gebaut. Bütte und Schöpfform wurden dadurch allmählich verdrängt. Bis dahin aber waren alle Papiere handgeschöpft. Ausgangsstoff waren überwiegend Abfalltextilien, die sogenannten Lumpen. Sie hatten sich über die Jahrhunderte hinweg als exzellenter Rohstoff für die Produktion bewährt – trotz aller Bemühungen um ein noch preiswerteres Surrogat. Ein bayrischer Oberpfarrer hat im 18. Jahrhundert Dutzende von Versuchen zur Papierherstellung unternommen und ist dabei vor so gut wie keinem Ausgangsmaterial zurückgeschreckt. Pappelflaum, Wespennester, Sägespäne, Weizen, die Blätter und das Holz von Buchen, Weiden, Espen und Maulbeerbäumen, Flechten, Rotalgen, Hopfenranken, Weinreben, Brennnesseln, Moos, Stroh, Tulpenblätter, Rotkohlstrunke, Disteln, Torf, Tannenzapfen, Kartoffeln, Dachschindeln und vieles andere mehr hat der verdiente Mann in seinem Regensburger Pfarrhaus auf einer kleinen Handpapiermühle jahrelang geschreddert, gemahlen, gewalzt und gewalkt und seine Erfahrungen in sechs dicken Büchern dem Publikum mitgeteilt. Aber die Lumpen konnte er nicht überflüssig machen. Seien wir also den Lumpen gegenüber nicht undankbar!

Heine bevorzugte das glatte und besonders gleichmäßig strukturierte, ungerippte Velinpapier, das zu seiner Zeit sowohl handgeschöpft als auch als Maschinenpapier angeboten wurde. Vorwiegend benutzte er das zu seiner Zeit in Mode gekommene Großformatpapier englischer oder französischer Herkunft. Zweimal gefaltet, ergibt

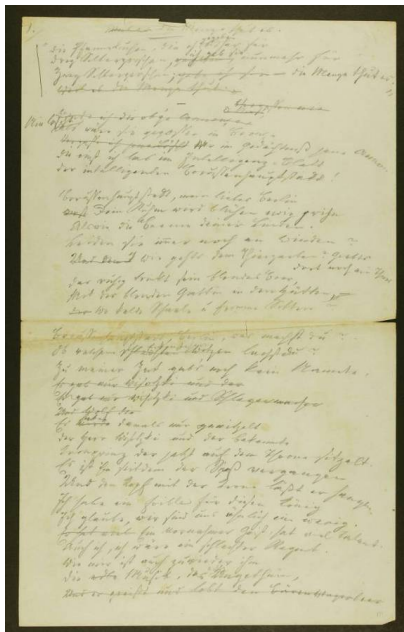
ein Bogen 4 Blatt. Kleinere Formate schnitt er sich daraus selbst zurecht. Es gab aber auch fertig beschnittene Postpapiere in verschiedenen Größen zu kaufen. Vorübergehend, nämlich nur zwischen 1852 und 1854, benutzte Heine für die Niederschrift seiner Entwürfe Schreibhefte (etwas breiter als unser heutiges DIN-A-4-Format). Solche Hefte gab es in vielen Größen und Stärken im Einzelhandel zu kaufen, einfach broschiert oder fest gebunden. Heine beschrieb dieses Papier wie einen Block, d. h. er legte das Heft zum Beschreiben mit der Heftung nach oben vor sich hin. War eine Seite vollgeschrieben, schlug er sie nach oben um und beschrieb dann die Rückseite, ehe er das beschriebene Blatt (mit mehr oder weniger Papierverlust) herauslöste. Hier einige Beispiele für diese Hefte:



Und hier ein Heft mit Längsheftung:

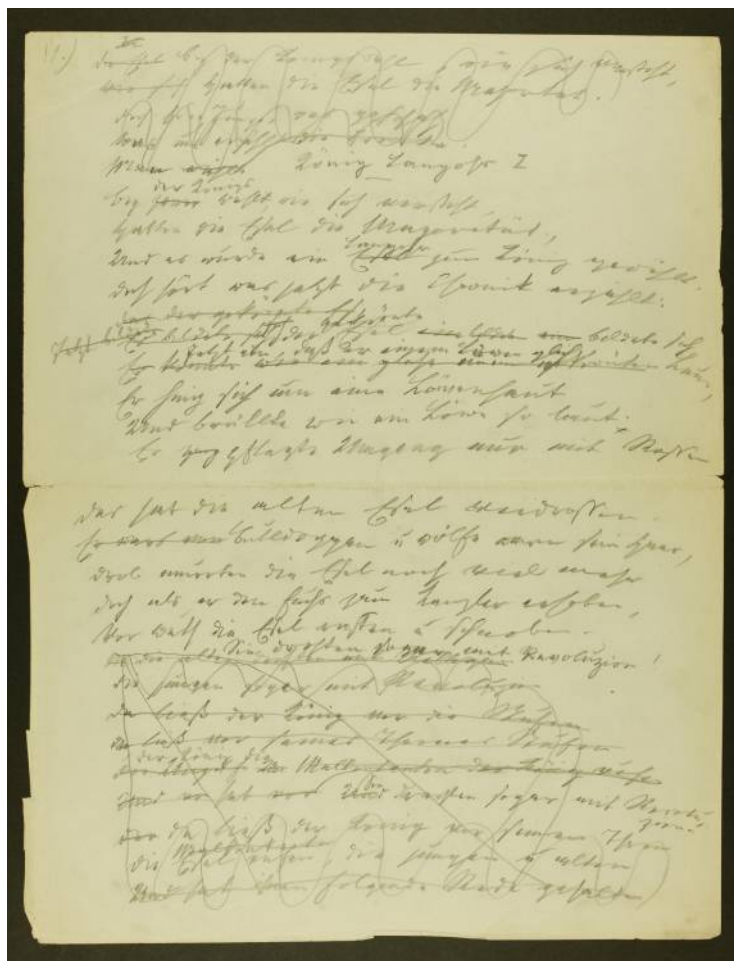


Für einen Philologen sind solche eindeutigen Zuordnungen zu Heften, die Heine nur innerhalb eines kurzen Zeitraums benutzte, wie ein Fünfer im Lotto, denn sie erlauben eindeutige Datierungen von Manuskripten. Schwieriger ist es mit Papieren, die Heine über einen längeren Zeitraum benutzte. Dafür stehen diese großformatigen losen Papierbogen. Sie entsprechen ungefähr unserem heutigen DIN-A-3-Format.

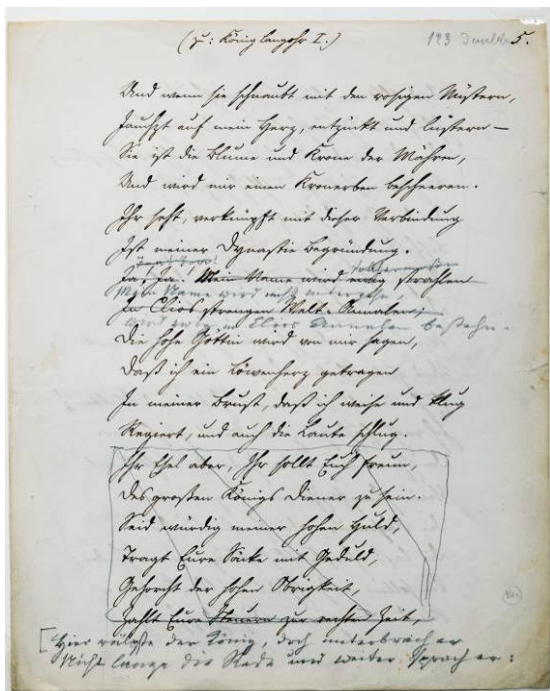


Was Sie hier sehen, ist ein Gedicht aus dem lyrischen Nachlass, „Die Menge thut es“, ein eigenhändiges Arbeitsmanuskript im Großformat 42,5 x 26 cm. Es stammt aus der Zeit der „Matratzengruft“, Heines langem Krankenlager von 1848 bis zu seinem Tod. Ein Freund hat sein Krankenzimmer beschrieben und nebenbei auch seine Produktionsweise: ein düsteres, geheimnisvolles Gemach, in dem man meistens keinen Laut vernahm. Nur spärlich durfte das Tageslicht eindringen, damit seine Augen nicht darunter litten. „Eintretend stand ein enges Bett, auf der linken Seite Platz für einen großen Korb neben der Wand lassend, in welchen Heine, wenn er mit verschlossenen Augen mit einem Bleistift auf Folio Bogen geschrieben hatte, diese Papiere warf. Rechts befand sich ein Sofa, und mehr als einmal sah ich die Magd ihn wie ein kleines Kind vom Bett auf das Sopha tragen, um sein Lager etwas besser herzurichten.“ Aus diesem großen Korb fischten dann Heines Sekretäre die Manuskripte, um sie ins Reine zu schreiben und ihm zur Korrektur vorzulegen.

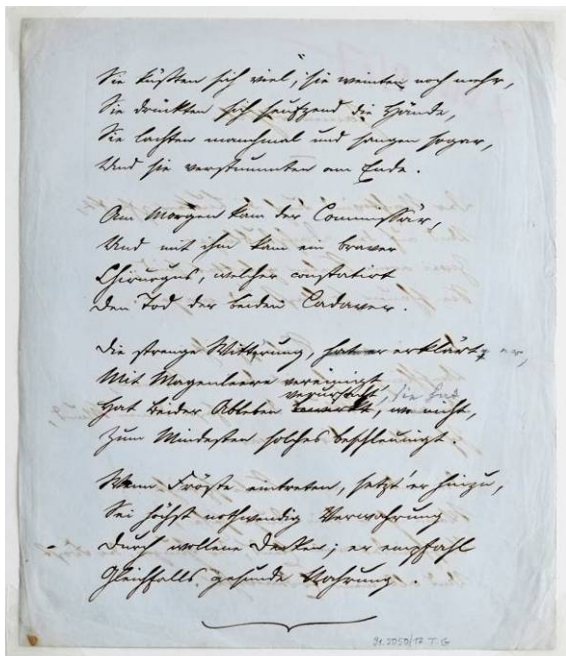
Hier ein weiteres Beispiel für die großformatigen Entwurfsmanuskripte, ebenfalls ein Gedicht aus dem lyrischen Nachlass, „König Langohr“, ein eigenhändiges Arbeitsmanuskript im Format 40 x 31 cm.



Und nun zwei Beispiele für die normalformatigen Abschriften von Schreiberhand:



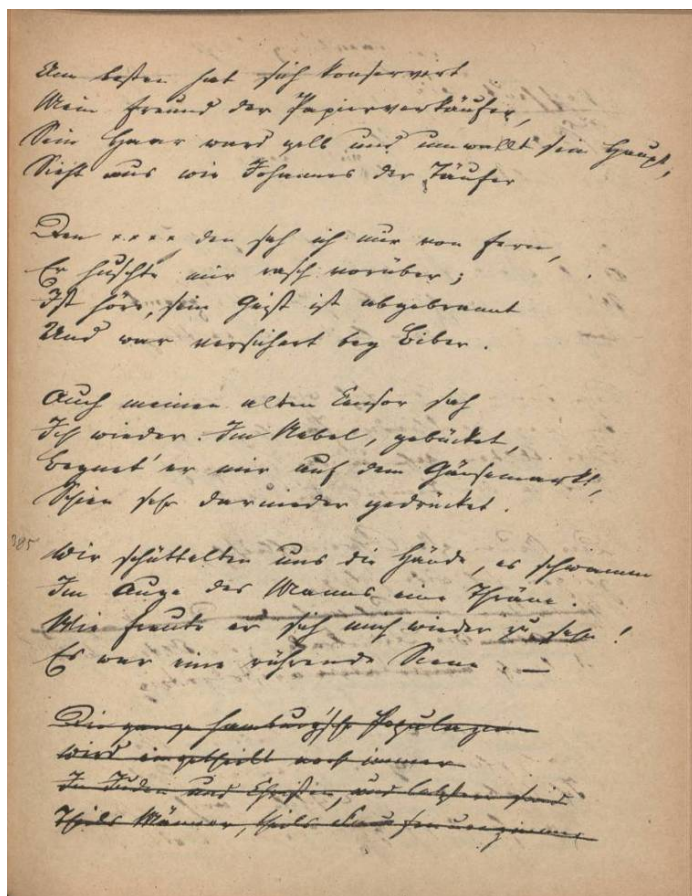
Hier haben wir es mit einer Abschrift von „König Langohr“ durch Heines Sekretär Richard Reinhardt zu tun, mit eigenhändigen Korrekturen und Verweiszeichen Heines in Bleistift, 27 x 21 cm.



Hier die Abschrift des Gedichts „Jammerthal“ aus dem lyrischen Nachlass in einer Abschrift des Entwurfsmanuskripts durch Heines Sekretär Richard Reinhardt mit eigenhändigen Korrekturen Heines in Bleistift. Format 27 x 20 cm.

Sie werden es schon bemerkt haben, die Farbskala der von Heine verwendeten Papiere reicht von gelblichen, bräunlichen und grünlichen bis zu bläulichen und grauweißen Tönen. Er legte keinen Vorrat seines Lieblingspapiers an und wechselte häufig die Sorte. Auf Reisen besorgte er sich das vor Ort gebräuchliche Papier, weshalb sich unter seinen Manuskripten beispielsweise auch Produkte italienischer Papiermühlen finden. Und wo hat er sein Papier gekauft?

Im Kapitel 22 (Caput XXII) von „Deutschland. Ein Wintermärchen“ gedenkt Heine seines Hamburger Papierverkäufers:



Am besten hat sich konservirt
Mein Freund der Papierverkäufer,
Sein Haar ward gelb und umwallt sein Haupt;
Sieht aus wie Johannes der Täufer.

Die Heineforschung hat längst herausgefunden, wer der Mann mit der blonden Haarmähne war: Eduard Michaelis (1771-1847), damals schon in den 70ern, der am Alten Steinweg in Hamburg eine Papiergroßhandlung besaß. Zu Beginn seines

ersten Hamburgaufenthalts 1816-1819 wohnte Heine nur wenige Gehminuten entfernt zur Untermiete. Bei Michaelis deckte der junge Heine seinen Papierbedarf und freundete sich mit ihm an. Er soll ein sehr humorvoller Mann gewesen sein: Wenn er als Tischgast neben Betty Heine saß, nutzte Heines Mutter angeblich jede Gelegenheit, „um ihn zu schlechten Witzen zu provociren“.

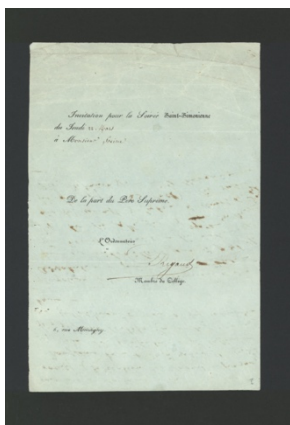
An dieser Stelle ein paar Worte über Heines Zettelwirtschaft. Als nach Heines Tod sein Nachlass gesichtet und ein erster Ordnungsversuch unternommen wurde, fanden sich fast 200 Blätter bzw. Blättchen mit rund 400 eigenhändigen Notizen kurzer und kürzester Art, die keine selbständigen Werke darstellen, aber auch zunächst keinem Werk zugeordnet werden konnten. Bis in alle Einzelheiten durchgearbeitete und -formulierte Aufzeichnungen sind kaum darunter. Meist begnügte sich Heine mit dem schnellen Notat eines Einfalls, Bonmots, witzigen Vergleichs, der kurzen Charakteristik einer Person, Gesellschaftsschicht oder Berufsgruppe. Nur ein ganz kleiner Teil läßt sich als eigentliche Spontannotizen charakterisieren, hingeworfen »in knappster Skizzenhaftigkeit voller eiliger Abkürzungen und (...) Auslassungen, (...) oft mitten in einem Gedanken, einem Wort, ja einem Buchstaben unvermittelt abbrechend« (Erich Loewenthal (Hrsg.), »Der Prosa-Nachlaß von H. Heine«, Hamburg/Berlin 1925, S. XXXVII).

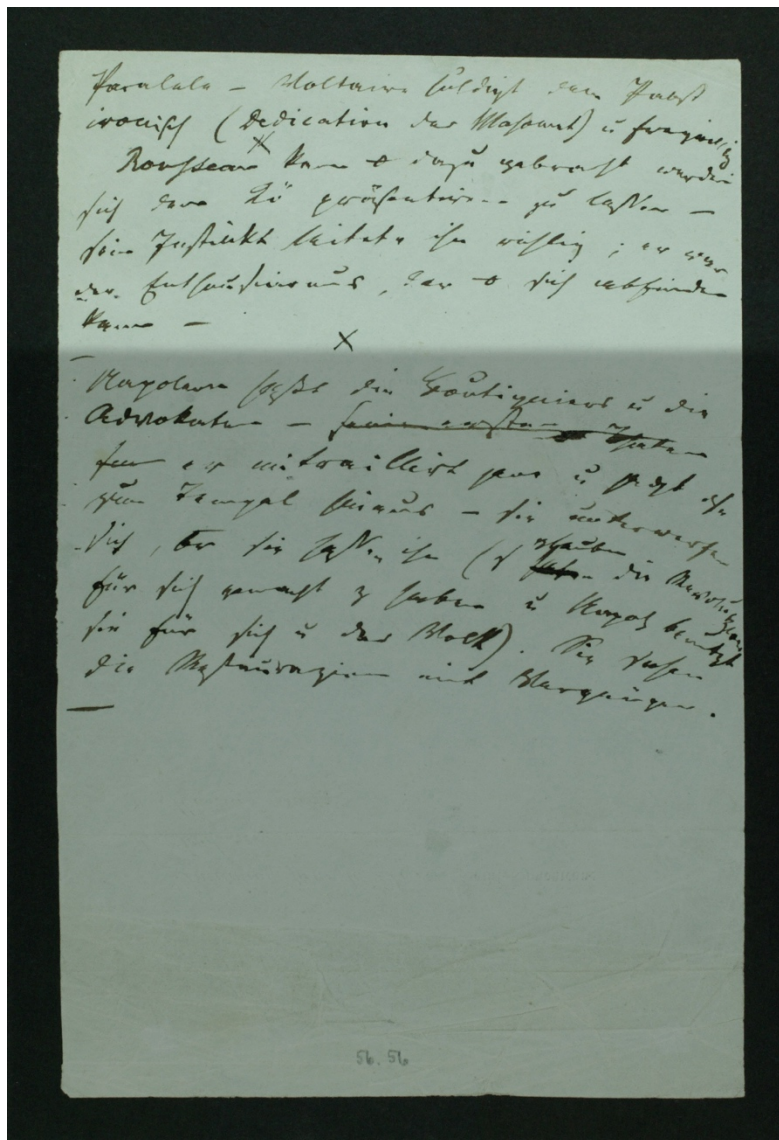
Vielfach beschrieb Heine die Blätter und Zettel nur mit einer Notiz; benutzte er ein Blatt für mehrere Aufzeichnungen, trennte er sie durch kurze waagerechte Striche am linken Rand voneinander. Dennoch handelt es sich bei diesen Aufzeichnungen nicht etwa um Aphorismen, sondern teils um Notizen, die einer späteren Verwendung dienen sollten (entweder, um sie »einem größeren schriftlichen Zusammenhange einzuverleiben oder zu größeren literarischen Gebilden zu erweitern«), teils um »Späne« oder »Abfälle« bereits vollendeter Werke. Mehr oder weniger bearbeitet, läßt sich die Verwendung von ungefähr einem Drittel der Aufzeichnungen in Heines Werken (teilweise auch nur in zu Lebzeiten nicht publizierten Werkfragmenten) nachweisen. Manches stammt originär von Heine, manches aus zweiter Hand, eine Mischung aus „Einfälle(n), Gedanken, Beobachtungen, Skizzen, Entwürfe(n), Lesefrüchte(n), Zitate(n) und Auszüge(n) aus Büchern“; darunter „auch wohl manches im Gespräch gehörte Wort“ (Loewenthal, S. XXXVII ff.).

Daß Heine seine Aufzeichnungen von Zeit zu Zeit durchsah, um darauf ggf. zurückzugreifen, läßt sich vielfach belegen. Eindeutige Indizien dafür sind nachträgliche Redaktionsspuren von seiner Hand: Anstreichungen, Korrekturen, Verweisezeichen und Erledigungsstriche; als Spätkorrekturen leicht erkennbar durch die Verwendung andersfarbiger Tinten. Daraus ist zu schließen, daß Heine dieses Ideenreservoir, eine Art Zettelkasten ohne Kasten und ohne Systematik, über Jahre, ja über Jahrzehnte hinweg benutzt und gepflegt hat.

Als Material benutzte Heine – wie auch sonst – bevorzugt Velinpapier englischer oder französischer Herkunft. Es kommt in nahezu allen Qualitäten und Stärken vor. Ebenso wie die Sorte differiert auch das Format fast von Blatt zu Blatt erheblich, es reicht vom schmalen Streifen 45x100 mm bis zum großformatigen Bogen 230 x 305 mm; die Farbskala der Papiere erstreckt sich von intensivem Schwefelgelb über bräunliche und grünliche bis zu bläulichen und grauweißen Tönen. Viele Blätter sind bis zum Rand vollgeschrieben, häufig sind es aber auch nur Blattfragmente, denen mal das obere, mal das untere Teilstück fehlt; mal sind es Rand-, mal Mittelstreifen, der Abriss ist meist unregelmäßig.

Selten nur hat Heine zufällig vorgefundenes Material zweckentfremdet, am häufigsten noch leere Seiten von Briefen, die ihn erreichten. Anderes Fremdmaterial, also Restpapier, das er für Notizen verwendete, sind die gedruckte Mitteilung einer Zeitung, mit der die Abonnenten eines frz. Journals um Verlängerung gebeten werden, den unausgefüllten Bestellzettel einer Kohlenhandlung, die gedruckte Einladung zu einem musikalischen Abend bei Madame Hiller oder die Einladung zu einer saint-simonistischen Soiree. Dieses Blatt wollen wir einmal einer näheren Betrachtung unterziehen.





Invitation pour la Soirée Saint-Simonienne
du Jeudi 22 Mars
à Monsieur Heine

De la part du Père Suprême.

L'Ordonnateur

Rigaud
Membre du Collège.

6, rue Monsigny.

Die Einladung zur Soiree am 22 März 1832, unterschrieben von Dr. Adolphe Rigaud (1804-1885), einem Pariser Chirurgen, fällt in die Phase der behördlichen Verfolgungen der Saint-Simonisten wegen Verstoßes gegen das Versammlungsgesetz und die öffentliche Moral. Am 22. Januar 1832 hatte der

königliche Prokurator den Hauptversammlungsort in der rue Taitbout 9 geschlossen und am gleichen Tag auch eine Versammlung in der rue Monsigny 6 aufgelöst, Wohnsitz von Prosper Enfantin, dem Père Suprême. Zu einem unbekanntem Zeitpunkt, der wahrscheinlich nicht allzu weit nach dem 22. März 1832 liegt, benutzte Heine die Rückseite des Blatts für Aufzeichnungen über Voltaire und Rousseau sowie über Bonaparte:

Parallele – Voltaire huldigt dem Pabst ironisch (Dedication des Mahomet) und freywillig.

Rousseau kann nicht dazu gebracht werden sich dem Kö<nig> präsentiren zu lassen – sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthousiasmus, der nicht sich abfinden kann –

—
Napoleon haßt die Boutiquiers und die Advokaten – er mitraillirt¹ jene und jagt d<ie>se zum Tempel hinaus – sie unterwerfen sich, <a>b<e>r sie hassen ihn (s<ie> glauben die Revoluzion für sich gemacht z<u> haben und Napol<eon> benutzt sie für sich und das Volk). Sie sehen die Restaurazion mit Vergnügen.

Die Gemeinsamkeit im Verhalten Voltaires und Rousseaus sieht Heine darin, daß beide ihre Unabhängigkeit gegenüber den Mächtigen wahrten: der eine durch listige Inanspruchnahme, indem er seine umstrittene Tragödie „Le fanatisme ou Mahomet le prophete“ nachträglich Benedikt XIV. widmete, der andere durch die Standhaftigkeit, mit der er das Angebot einer königlichen Audienz ausschlug. Napoleon erscheint bei Heine in einer Doppelrolle, als Caesar (Erschießungen) und Jesus (Tempelreinigung): Während Boutiquiers (Ladenbesitzer, Kleinkaufleute) und Advokaten glaubten, die Früchte der von ihnen gemachten Französischen Revolution allein genießen zu können, hat Napoleon sie sich angeeignet, zu seinem Nutzen, aber auch zu dem des Volkes. In Heines Augen verleiht das seiner Herrschaft auch eine soziale Note. Die von ihm in die Schranken gewiesenen Freiberufler, deren Groll noch lebendig war, sahen ihre politischen Hoffnungen mit der Wiederherstellung der Bourbonenmonarchie wachsen.

2. Heines Schreibgeräte: Gänsefeder und Bleistift

Es hat sich herausgestellt, dass Federn aus den Flügeln der Gänse, Truthühner, Schwäne und Strauße als Schreibwerkzeug besonders geeignet sind; für feine Schrift und Zeichnungen auch der Raben und Möwen. Die Kiele (für Rechtshänder

¹ Soviel wie: zusammenschießen lassen.

übrigens am besten aus dem linken Flügel) werden zunächst gehärtet und „gezogen“, d.h. das äußere Häutchen wird entfernt. Dann werden die Kiele mit einem besonders scharfen Messer (dem daher so genannten „Federmesser“) zugespitzt: 2 Schnitte von der Seite, einer von der Unterseite; dazu auf einer Länge von etwa 3-5 mm ein Schnitt in der Mitte, der einen kleinen Spalt schafft. Dieser Längsschnitt sorgt für Elastizität; zugleich kann der Kiel in seinem Mark (der sogenannten „Seele“) durch die Oberflächenspannung der Flüssigkeit Tinte speichern. Auch ein Teil der unteren Federäste wird entfernt.

Im Einzelhandel wurden zur Heinezeit Federkiele in Gebinden zu 20 oder 25 Stück angeboten. Ehe ihn seine zunehmende Sehschwäche dazu zwang, auf fertig präparierte Handelsware zurückzugreifen, schnitt Heine sich die Federn selbst zurecht, was reichlich Übung und Geschicklichkeit erforderte. In einem Brief an seine Mutter aus dem Jahr 1847 heißt es: „Seit ich an den Augen so sehr leide, schreibe ich mit schon geschnittenen Federspulen, die der Teufel holen soll; denn unter zwanzig ist kaum eine gute.“

Schreiben mit der Gänsefeder war eine aufwendige Angelegenheit. Dazu bedurfte es eines Schreibtisches oder -pultes, zumindest aber eines Schreibbretts, auf den der Unterarm aufgelegt werden konnte, dazu Feder, Tintenfass und Streusandbüchse. Damit die Tinte nicht zu schnell aus der Feder lief, musste die Schreibunterlage in einem Winkel von 20-30 Grad schräg gestellt werden. Nahm man zuviel Tinte auf, gab es einen unschönen Klecks. Das Schreiben mit der Feder verlangte außerdem eine gute Koordinationen zwischen Auge und Hand, weil die Haltung der Hand für das Schreiben entscheidend war. Die Schreibgeschwindigkeit war daher niedrig. Für eine saubere Reinschrift musste Heine, um die Schrift gleichmäßig zu halten, die Feder nach spätestens zwei Zeilen ins Tintenfass tauchen und nach rund 20 000 Buchstaben mit dem Federmesser erneut zuschneiden. In Entwurfsmanuskripten konnte er die Federn bis zur Abnutzung des organischen Materials ausschreiben. Das hatte zur Folge, dass die anfangs hauchdünnen Schriftzüge nach wenigen Seiten stark und breit gerieten.

Im Heine-Institut auf der Bilker Straße zeigen wir in unserer Dauerausstellung Heines letzte von ihm benutzte Schreibfeder. Weil sie mit einem gesiegeltem

Echtheitszertifikat von Maximilian Heine, dem jüngsten Bruder des Dichters, versehen ist, glauben wir, dass sie echt ist.



Der Kult um literarische Reliquien des Autors hat übrigens schon zu Heines Lebzeiten eingesetzt. Natürlich in kleineren Ausmaßen als etwa im Falle Goethes oder Schillers, Beethovens oder Schuberts. Dabei ging es fast ausschließlich um Autographen von seiner Hand. 1839 jedoch wurde der Wunsch einer anonymen jungen Verehrerin in Preußen an ihn herangetragen, ihr »eine der abgenutzten Federn« zu überlassen, die ihm »als Werkzeug diene«, um die »Eingebungen« seines »Geistes auf die Mit- und Nachwelt zu bringen. « Ob Heine seinem unbekanntem weiblichen Fan den Wunsch erfüllt hat, ist nicht bekannt.

Die von uns präsentierte Schreibfeder gelangte 2003 aus Naumburger Privatbesitz ins Archiv des Heine-Instituts, für einen niedrigen vierstelligen Betrag. Erst vor vier Wochen haben übrigens Googles fabelhafte Algorithmen Aufklärung darüber verschafft, bei welchem Anlass Maximilian Heine die letzte Feder seines Bruders zertifizierte und aus der Hand gab. Diese Feder, die angeblich „der Hand des kranken Dichters entfallen“ ist, war der Preis, den Max 1872 für das beste „Erwiderungsgedicht“ auf Heines „Leise zieht durch mein Gemüt“ („Neuer Frühling“ VI) ausgesetzt hatte. Die Preisverleihung fand am 18. März 1872 in der „Artistisch-Literarischen Gesellschaft in Berlin“ statt; aus über 200 Einsendungen – nur Frauen

waren zur Konkurrenz zugelassen – trug Louise Gräfin zu Stolberg-Stolberg den Preis davon. Sie war übrigens nur ein Jahr jünger als Heine, eine Cousine und seinerzeit obendrein gute Freundin des preußischen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Ausgerechnet!²

Schon damals wussten die Heine-Kenner, dass Heine in den letzten Lebensjahren nur noch mit dem Bleistift hantiert hatte und machten sich in Artikeln und Epigrammen über den ausgesetzten Preis lustig. Einer von ihnen, Heines Freund Alfred Meissner, verfasste sofort eine kleine satirische Komödie zum Thema. Ich will sie Ihnen, leicht gekürzt, nicht vorenthalten. Folgen Sie mir daher in eine nette Wohnung in Paris, wo eine kräftig gebaute Dame in den besten Jahren gerade beim Gabelfrühstück sitzt. Es ist Mathilde Heine. Maximilian von Heine tritt ein.

MAXIMILIAN: Ich wollte Sie noch einmal vor meiner Abreise von Paris sehen und – mir bei dieser Gelegenheit noch eine Reliquie von unserm lieben Henri ausbitten.

MATHILDE: Reliquie! Henri war doch kein Heiliger!

MAXIMILIAN Ich sehe, ich muß mich näher erklären. Unter Reliquien, liebe Schwägerin, versteht man nicht nur die Ueberreste, welche von geheiligten Personen, den Märtyrern des christlichen Glaubens, herrühren, wie Knochen. Gewandstücke u. s. w.; man versteht darunter Alles und Jedes, was von Personen, die uns wichtig und theuer, übrig geblieben. Ich meine also, um mich ganz verständlich auszudrücken: ich bitte Sie um einen Gegenstand, den der Heimgegangene in Gebrauch hatte. Ein solcher wird mich an ihn erinnern und für mich den Werth einer Reliquie haben.

MATHILDE (sehr eifrig, wie ein gekränktes Kind): Ich habe nichts dergleichen. Sehen Sie sich in meinen zwei armen Zimmern um, Sie werden nichts Ueberflüssiges finden. Ich brauche Alles, was da ist. Alles! Ich kann nichts entbehren. Gar nichts!

MAXIMILIAN Und doch, liebe Mathilde, bin ich sicher, daß Sie Eines treulich aufgehoben haben: die letzte Feder Henri's. Nein, die haben Sie gewiß nicht weggegeben

MATHILDE (plötzlich ruhig): Die Feder? Ja, die Schreibfeder Henri's wird da sein. Ich will sie suchen. Sie wird sich finden. Das Beste ist, Sie ergehen sich ein paar Minuten im Gärtchen da – indeß hole ich Ihnen Henri's Schreibfeder....

MAXIMILIAN Dank, liebe Freundin. Sie sind sehr gütig (Maximilian ab.)

MATHILDE: Pauline! Pauline!

² Vgl. „Signale für die Musikalische Welt“, Leipzig, 30. Jg., Nr. 19, 27.3.1872, S. 299 und „Walhalla. Kunst-, Literatur- und Unterhaltungsblatt“, München, Nr. 20, 19.5.1872.

PAULINE (Eintretend:) Was willst Du?

MATHILDE: Eine Feder! Schnell eine Feder!

PAULINE: Voilà!

MATHILDE: Eine Stahlfeder? Nein, nein, einen Gänsekiel brauche ich.

PAULINE: Einen Gänsekiel? Der ist schon schwerer zu finden. Indessen – richtig – oben auf dem Küchenschrank liegt ein ganzes Bündel Kiele. Ich will einen schneiden.

MATHILDE: Nichts da! Alt und gebraucht muß er sein.

JAVOTTE (die Köchin, die an der Thür gestanden:) Wenn Madame die Feder genügt, mit der ich die Küchenrechnung führe, so steht sie zu Diensten. Aber ich verbürge mich nicht dafür, daß man mit ihr schreiben kann.

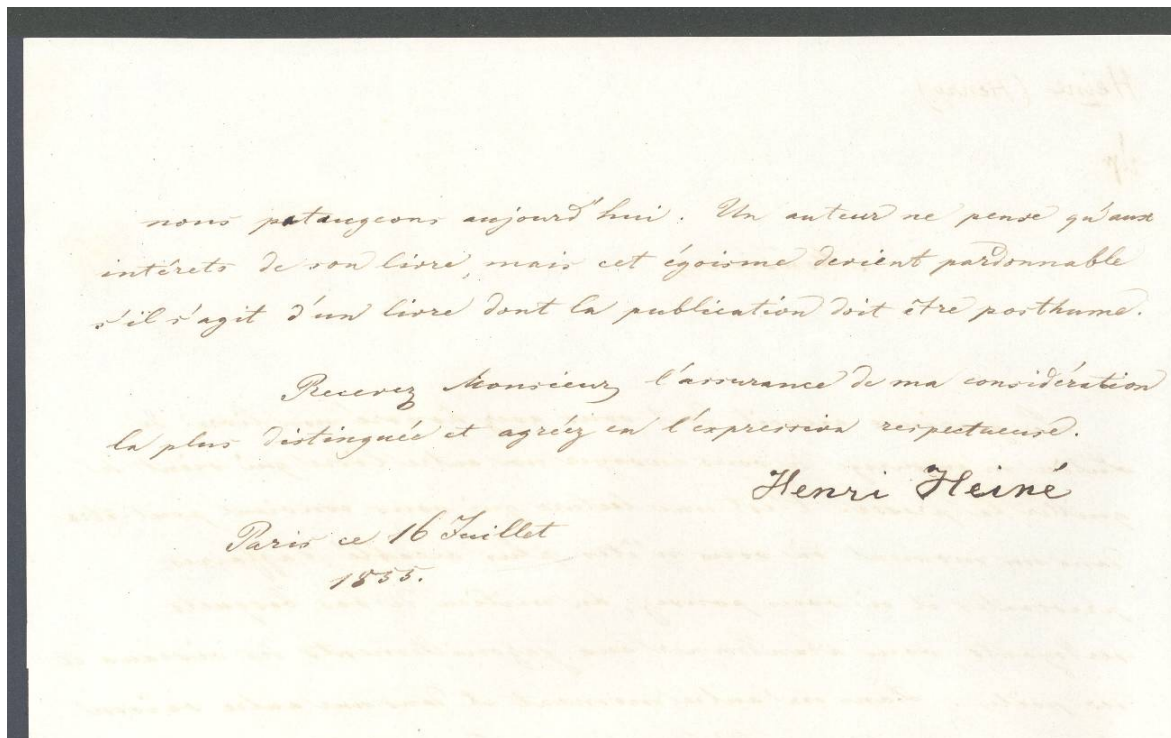
MATHILDE: Vortrefflich! Je älter und struppiger, desto besser. Der gute Maximilian wird entzückt sein. O diese Deutschen! Merkwürdige Phantasten! Einer war schon da, der bat mich um etwas Roßhaar aus seiner Matratze. Narren!

(Maximilian tritt wieder ein)

Hier lieber Schwager, die letzte Feder des armen Henri. Ich trenne mich ungern von ihr, es ist die letzte. Die letzte! (Sie weint.) Man braucht überhaupt wenig Gänsekiele mehr. Sie werden wirklich selten – wie Reliquien

MAXIMILIAN Hab' ich dich, halte ich dich! Einfacher Kiel! Unscheinbarer Vermittler seiner Gedanken. Kleines Werkzeug seines schaffenden Geistes. Wie theuer bist du mir! Wie werth! (Er birgt sie in der Brusttasche.) Schwägerin, Sie wissen nicht, wie viel Sie mir da geschenkt haben Haben Sie Dank. Und nun gehe ich. Adieu!

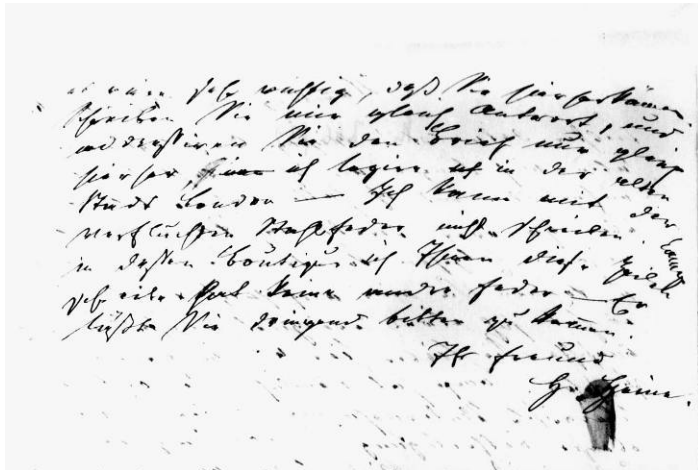
Soweit Alfred Meissners kleine Satire. Er hat insofern Recht, als der von Maximilian 1872 gestiftete Preis sicher nicht die Feder ist, die, wie in der Preis-Ausschreibung behauptet wird, „der Hand des kranken Dichters entfallen“ ist. Das war allenfalls ein Bleistift. Aber sie kann dennoch die letzte, jüngst noch von Heine benutzte Feder gewesen sein. Bedarf gab es nämlich auch noch in der Matratzengruft – für Unterschriften. Denn auch die Briefe von Schreiberhand versah Heine bis zuletzt mit seiner eigenhändigen Unterschrift, wie dieser Brief vom 16. Juli 1855 an einen französischen Schriftsteller beweist. Die Signatur ist unsicher und zittrig, aber mit Tinte ausgeführt.



Vogelfedern nutzen sich beim Schreiben übrigens schnell ab. Daher wurden schon früh Versuche unternommen, den Kiel durch eine Metallspitze zu schützen oder durch stabileres Material wie Glas, Horn, Schildpatt, Messing oder Silber zu ersetzen. Doch erst die Stahlfeder, die zur Handhabung in einen speziellen Federhalter gesteckt wird, kombinierte den Vorzug der Beständigkeit mit der gewünschten Elastizität. Während die Grund- und Haarstriche der Federspule ohne Druck produziert werden, entstehen die kräftigen Grundstriche der Stahlfeder mit offenem Spalt, durch leichten Druck. Allerdings kann auch die Stahlfeder durch bestimmte in der Tinte enthaltene Säuren oder Salze unbrauchbar werden. Obendrein nimmt sie durch ständigen Gebrauch allmählich an Schärfe zu, wodurch beim Schreiben Beschädigungen des Papiers auftreten können. Obgleich bereits Mitte des 18. Jahrhunderts erfunden, vermochte sich die Stahlfeder erst hundert Jahre später durchzusetzen. Ausschlaggebend dafür war die Entwicklung entsprechender Maschinen zur Fertigung großer Stückzahlen. Heine lehnte sie rundweg ab. Einmal aber, als ihm während seines Hamburgbesuchs 1843 seine eigenen Schreibutensilien einmal nicht zur Hand waren, musste er auf die für ihn ungewohnte Stahlfeder zurückgreifen, die ihm sein Verleger Campe in seinem Büro zur Verfügung stellte. In dem mit dieser Feder produzierten Brief an einen Freund entschuldigte sich Heine nebenbei für etliche Schreibversehen, die er auf das schwer zu handhabende Schreibgerät zurückführte: „Ich kann mit der verfluchten

Stahlfeder nicht schreiben. Campe in dessen Boutique ich Ihnen diese Zeilen schreibe hat keine andre Feder“.

Ein Blick auf diesen Brief macht Heines Kampf mit der ungewohnten Feder augenfällig. Hier der Schluss des Schreibens; Sie sehen den unregelmäßigen Tintenauftrag und den Klecks mitten in der Unterschrift:



Auch an der Adresse ist deutlich zu sehen, wie schwer es Heine fiel, die Stahlfeder zu handhaben:



Im Frühjahr 1848 mußte Heine den geliebten Gänsekiel gegen den bis dahin kaum benutzten Bleistift tauschen. Seine Krankheit machte ihm das Hantieren nahezu unmöglich. Bereits 1832 hatten sich Lähmungserscheinungen im linken Arm gezeigt, 1837 am rechten Augenmuskel, die mit erheblichen Sehstörungen verbunden waren. 1845 war die Lidparalyse am linken Auge so weit fortgeschritten, dass er, um sehen zu können, mit dem Finger das gelähmte obere Augenlid anheben musste. Im Mai 1846 war bereits ein Teil der rechten Gesichtshälfte gelähmt. Im September

waren „Beine und Füße paralytisch“ und der „Unterleib ebenfalls bedeutend paralytisch“. Ende Mai 1848 war er ganz und gar gelähmt, verbrachte den Tag und die Nacht nur „im Lehnstuhl und auf dem Bette“, seine Beine fühlten sich „wie Baumwolle“ an, er wurde „wie ein Kind getragen. Die schrecklichsten Krämpfe.“ Im Frühjahr 1849 heißt es in einem Brief: „Ich fühle mich etwas weniger sterbend und pflege jeden Tag eine halbe oder auch eine ganze Stunde lang auf dem Stuhl zu sitzen.“ Dazu kamen Schmerzattacken, die nur mit Opium in immer größeren Mengen zu dämpfen waren, „entsetzliche Krämpfe“, besonders im „Unterleib bis zur Herzgrube“, dann auch „Krämpfe und Kontraktionen“ im Rücken. Nur noch selten und allenfalls für kurze Briefzusätze kamen Feder und Tinte zum Einsatz.

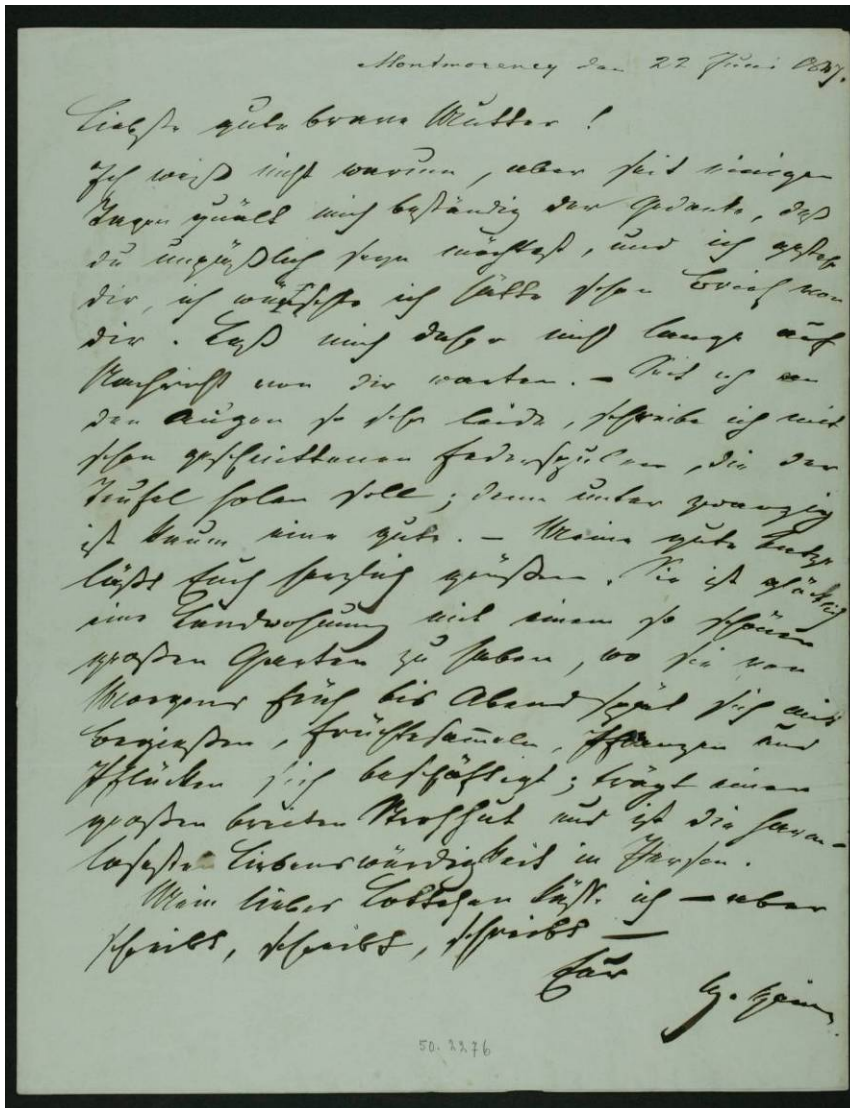
Einen kleinen Teil der Arbeit konnte Heine professionellen Sekretären überlassen. Sie fertigten von seinen Entwürfen Reinschriften an, die er wiederum penibel korrigierte. Sie schrieben auch Briefe nach Diktat; einer von ihnen nannte Heine scherzhaft seinen „Diktator“. Diktieren war eigentlich nicht Heines Sache, er hatte es schon 20 Jahre zuvor einmal versucht, als eine Augenerkrankung ihn dazu zwang, aber er war damit nicht froh geworden, wie er seinem Verleger mitteilte: „Ueberhaupt ist es eine schlimme Sache mit dem Diktieren; hab bey einer (meiner) Arbeiten (einige Bogen über Shakspear die man mir abnöthigt) den Versuch gemacht, aber die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Styls gehn dabey verloren.“ Jetzt, als Schwerstkranker, empfand er das Diktieren als besonders „peinigend wegen der gelähmten Kinnladen. Meine Lippen gelähmt wie meine Füße.“

Für seine Mutter machte Heine anderthalb Jahre lang noch eine Ausnahme. Um sie über die Schwere seiner Erkrankung zu täuschen, schrieb er ihr, obgleich er Feder und Tinte kaum noch handhaben konnte, in dieser Zeit selbst. Erst ab 1850 mussten dann auch diese Briefe von einem Sekretär ausgefertigt werden. Allenfalls dessen Abwesenheit konnte Heine dazu bringen, selbst zum Bleistift zu greifen und ein kurzes Schreiben zu verfassen.

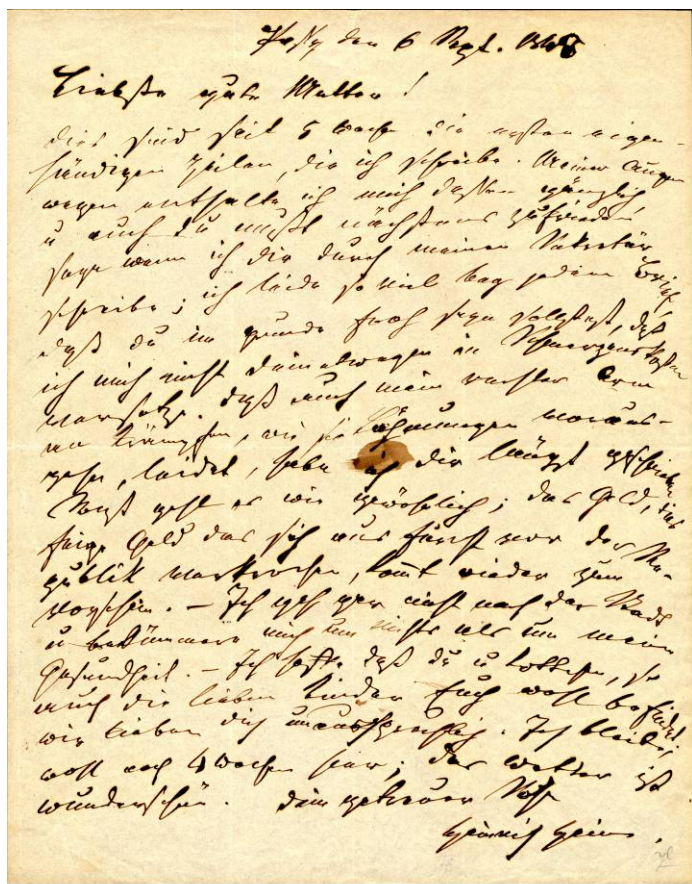
An dieser Stelle ein paar Worte zum Bleistift. Er trägt seinen Namen zu Unrecht, denn seine Mine wird seit dem 19. Jahrhundert aus einem Graphit-Ton-Gemisch gebrannt, deren Verhältnis die unterschiedlichen Härtegrade von Bleistiftminen bestimmt. Gegenüber der Feder gestattet der Bleistift ein zügiges Schreiben. Er wird

daher gern für Notizen und Entwürfe oder zum Skizzieren genutzt, in der Regel aber nicht für Briefe. Das wurde zu Heines Zeit als unschicklich empfunden, und daran hat sich bis heute wenig geändert.

Nun einige Beispiele für Heines Sonderkorrespondenz mit der Mutter. Zunächst ein Brief vom 22.6.1847 an die Mutter. Das Schriftbild ist unauffällig.



15 Monate später, ein Brief vom 6. 9. 1848:



Brief Heinrich Heines an die Mutter, 6.9.1848.
Museum für Hamburgische Geschichte

Zu erkennen sind deutliche Unsicherheiten im Schreibfluß, was zu einem zu hohen, teilweise klecksigen Tintenauftrag führt. Ab der 7. Zeile kämpft Heine mit der Schwierigkeit, rechtzeitig den Rand des Papiers zu erkennen, weshalb sich die Endwörter der folgenden Zeilen deutlicher als in dem früheren Brief nach unten biegen.

Passy den 6 Sept. 1848

Liebste gute Mutter!

Dies sind seit 5 Wochen die ersten eigenhändigen Zeilen, die ich schreibe. Meiner Augen wegen enthalte ich mich dessen gänzlich, u auch Du mußt nächstens zufrieden seyn wenn ich Dir durch meinen Sekretär schreibe; ich leide so viel bey jedem Brief, daß Du im Grunde froh seyn solltest, daß ich mich nicht Deinetwegen in Schmerzenskosten versetze. Daß auch mein rechter Arm an Krämpfen, wie sie Lähmungen vorausgehn, leidet, habe ich Dir längst geschrieben. Sonst geht es wie gewöhnlich; das Geld, das feige Geld das sich aus Furcht vor der Republik verkrochen, kommt wieder zum Vorschein. – Ich geh gar nicht nach der Stadt und bekümmere mich um nichts als um meine Gesundheit. – Ich hoffe daß Du u Lottchen, so auch die lieben Kinder Euch wohl befindet; wir lieben Dich unaussprechlich. Ich bleibe wohl noch 4 Wochen hier; das Wetter ist wunderschön.

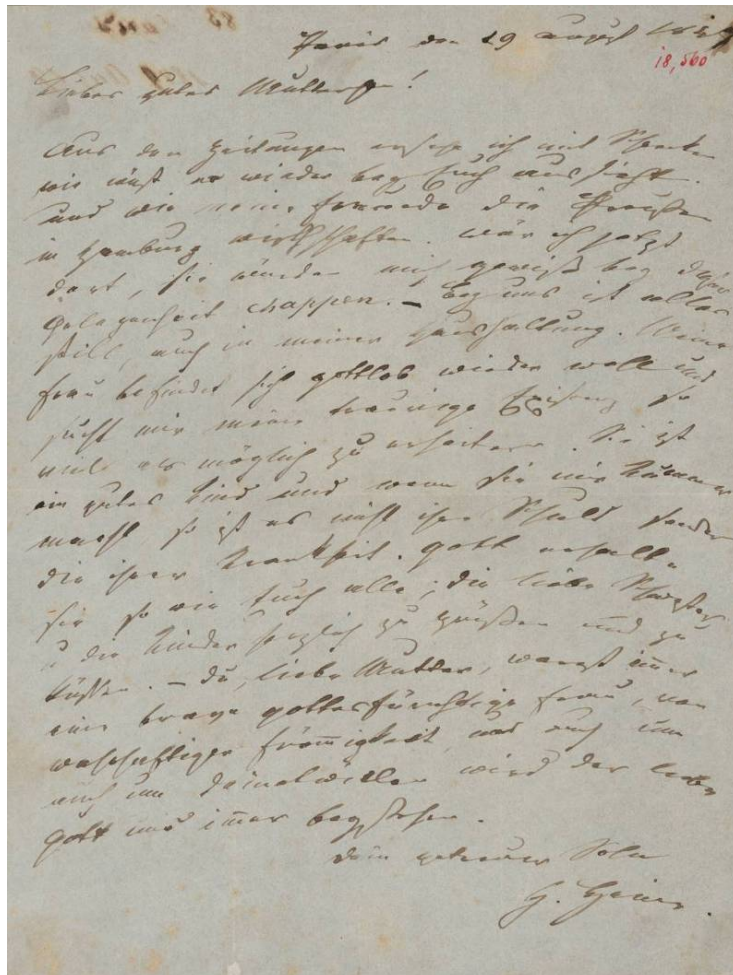
Dein getreuer Sohn

Heinrich Heine.

Einen etwas abweichenden Befund zeigt dieser Brief vom 19.8.1849. Die

Handschrift ist zügig und sicher, doch die Menge des Tintenauftrags schwankt

erheblich. Um Buchstaben mit stärkerem Tintenauftrag herum zeigt das Papier braune Höfe; erste Anzeichen für Tintenfraß. Es handelt sich offensichtlich um eine schlecht gemischte Tinte, vielleicht von Heines Sekretär.



Paris den 19 August 1849

Liebes gutes Mutterchen!

Aus den Zeitungen ersehe ich mit Schrecken wie wüst es wieder bey Euch aussieht. und wie meine Freunde die Preußen in Hamburg wirthschaften. Wär ich jetzt dort, sie würden mich gewiß bey dieser Gelegenheit chappen. – Bey uns ist alles still, auch in meiner Haushaltung. Meine Frau befindet sich gottlob wieder wohl und sucht mir meine traurige Existenz so viel als möglich zu erheitern. Sie ist ein gutes Kind und wenn sie mir Kummer macht, so ist es nicht ihre Schuld sondern die ihrer Krankheit. Gott erhalte sie so wie Euch alle; die liebe Schwester, u die Kinder herzlich zu grüßen und zu küssen. – Du, liebe Mutter, warst immer eine brave gottesfürchtige Frau, von wahrhaftiger Frömmigkeit, und auch um Deinetwillen wird der liebe Gott uns immer beystehen.

Dein getreuer Sohn

H. Heine.

Ab 1850 dann nur noch diktirte Briefe, wie dieser vom 29.12.1852:

Paris 29 December 1852.

Liebste gute Mutter, meine liebe gute Schwester,
und alles was daran herum baumelt u. bummelt!

Euren Brief, worin die Beschreibung von Mutters
Geburtstagsfeier habe ich mit Vergnügen erhalten
und mich recht daran gefreut. Heute gratulire ich Euch
zum neuen Jahre, welches sich ziemlich gut für mich ankündigt.
Ich habe die Hoffnung, daß das neue Jahr besser seyn wird,
als das alte. Daß ich Euch alles Liebe u. Gute
wünsche brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Der
Himmel erhalte Euch im Wohlseyn, Eintracht u. guter
Laune! Meine Frau läßt ebenfalls gratuliren, und ist
eben im Begriff, mit neuen weißen Vorhängen die
Fenster zu verziern, um das hereinbrechende Jahr
freundlich zu empfangen. Sie ist sehr liebenswürdig
gelaunt u. macht dieses Jahr weniger Neujahrsgeschenke
als sonst, was wirklich ein Fortschritt ist. Meinen
lieben Neffen Ludwig läßt sie freundlich grüßen, u. auch
ich grüße sowohl Ludwig wie meinen Schwager Moritz.
Paulchen, von welchem Du, liebe Schwester, mir in einem
letzten Briefe schreibst, ist wahrscheinlich mein
Großneffe de Voße; auch ich habe über seinen
Blumentopf sehr gelacht. Anna und Lenchen lasse
ich herzlich grüßen, u. noch vor Ablauf des nächsten
Monaths finde ich Gelegenheit, ihnen wissen zu
lassen, daß sie in Paris einen Onkel haben, der sie
sehr liebt. Ich

Paris 29 Dezember 1852.

Liebste gute Mutter, meine liebe gute Schwester, und alles was daran herum baumelt u. bummelt!

Euren Brief, worin die Beschreibung von Mutters Geburtstagsfeier habe ich mit Vergnügen erhalten und mich recht daran gefreut. Heute gratulire ich Euch zum neuen Jahre, welches sich ziemlich gut für mich ankündigt. Ich habe die Hoffnung, daß das neue Jahr besser seyn wird, als das alte. Daß ich Euch alles Liebe u. Gute wünsche brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Der Himmel erhalte Euch im Wohlseyn, Eintracht u. guter Laune! Meine Frau läßt ebenfalls gratuliren, und ist eben im Begriff, mit neuen weißen Vorhängen die Fenster zu verziern, um das hereinbrechende Jahr freundlich zu empfangen. Sie ist sehr liebenswürdig gelaunt u. macht dieses Jahr weniger Neujahrsgeschenke als sonst, was wirklich ein Fortschritt ist. Meinen lieben Neffen Ludwig läßt sie freundlich grüßen, u. auch ich grüße sowohl Ludwig wie meinen Schwager Moritz. Paulchen, von welchem Du, liebe Schwester, mir in einem letzten Briefe schreibst, ist wahrscheinlich mein Großneffe de Voße; auch ich habe über seinen Blumentopf sehr gelacht. Anna und Lenchen lasse ich herzlich grüßen, u. noch vor Ablauf des nächsten Monaths finde ich Gelegenheit, ihnen wissen zu lassen, daß sie in Paris einen Onkel haben, der sie sehr liebt. Ich

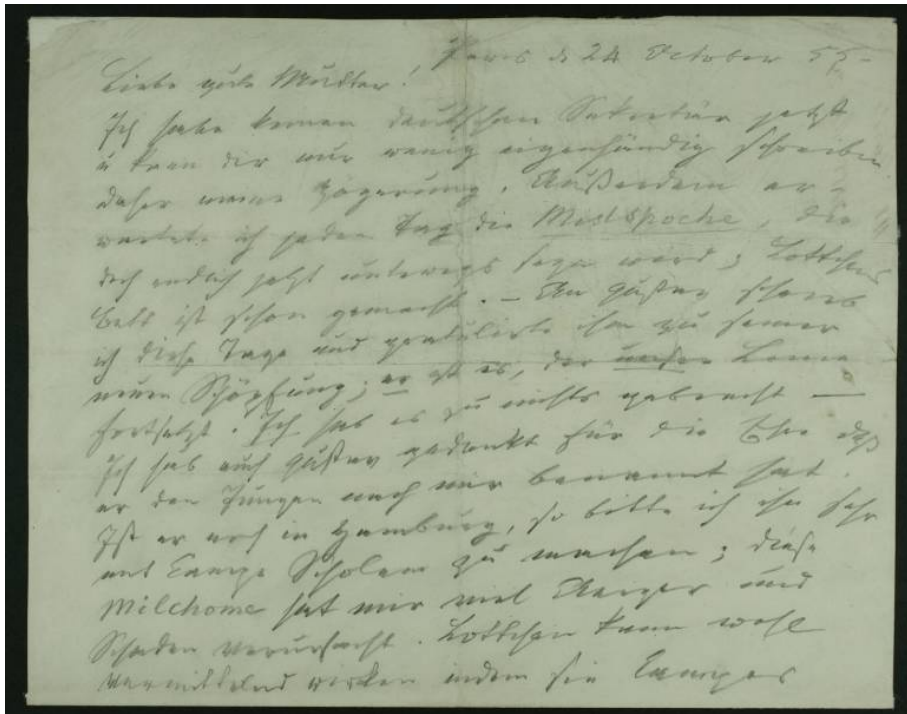
empfehle meiner lieben Nichte Anna, sehr darauf zu achten, daß ihre Mutter sich ordentlich beträgt, wie eine wohlerzogene Mutter, die bey der Pastorin Eichelberg auf der Ritterstraße in Pension war u. Gelegenheit genug hatte, viel zu lernen, z. B. wie man sich der Grebsdöschen bedient. Meiner lieben Mutter küsse ich das ganze Gesicht u. die beiden lieben Hände. Meine Frau sagt, die liebe Mutter müsse mit der neuen Mütze gewiß sehr jove ausgesehen haben.

Und nun lebt wohl. Schreibt mir viel, u. behaltet lieb

Euren getreuen

Harry Heine

Nur besondere Umstände, nämlich die Abwesenheit des Sekretärs, konnten Heine veranlassen, der Mutter selbst zu schreiben. Das kann dann nur mit dem unhöflichen Bleistift geschehen:

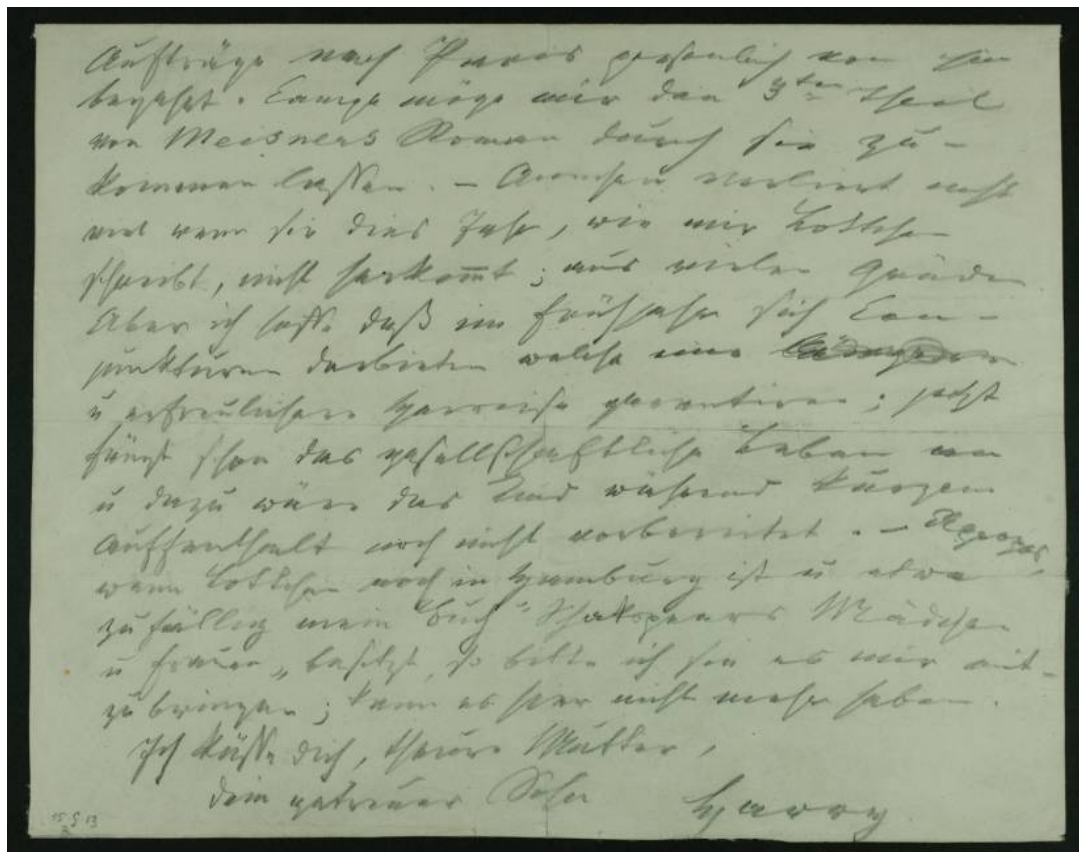


Wofür Heine sich auch gleich entschuldigt:

Paris d 24 October 55.

Liebe gute Mutter!

Ich habe keinen deutschen Sekretär jetzt u kann Dir nur wenig eigenhändig schreiben. Daher meine Zögerung. Außerdem erwartete ich jeden Tag die Mistspoche , die doch endlich jetzt unterwegs seyn wird; Lottchens Bett ist schon gemacht. – An Gustav schrieb ich diese Tage und gratulirte ihm zu seiner neuen Schöpfung; e r ist es, der u n s e r e Linie fortsetzt. I c h hab es zu nichts gebracht – Ich hab auch Gustav gedankt für die Ehre daß er den Jungen nach mir benannt hat. Ist er noch in Hamburg, so bitte ich ihn sehr mit Campe Scholem zu machen; diese Milchome hat mir viel Aerger und Schaden verursacht. Lottchen kann wohl vermittelnd wirken indem sie Campes – *hier wechselt der Text auf die Rückseite* –



Aufträge nach Paris persönlich von ihm begehrt. Campe möge mir den 3ten Theil von
 Meisners Roman durch sie zukommen lassen. – Annchen verliert nicht viel wenn sie
 dies Jahr, wie mir Lottchen schreibt, nicht her kommt; aus vielen Gründen. Aber ich
 hoffe daß im Frühjahr sich Conjunktoren darbieten welche eine u erfreulichere
 Herreise garantiren; jetzt fängt schon das gesellschaftliche Leben an u dazu wäre
 das Kind während kurzem Auffenthalt noch nicht vorbereitet. – Apropos, wenn
 Lottchen noch in Hamburg ist u etwa zufällig mein Buch »Shakspears Mädchen u
 Frauen« besitzt, so bitte ich Sie es mir mitzu bringen; kann es hier nicht mehr haben.
 Ich küsse Dich, theure Mutter,
 Dein getreuer Sohn

Harry.

An dieser Stelle ein paar Informationen zum Briefschreiben in der Postkutschenzeit.
 Papier gab es in Schreibwarenhandlungen in vielen Variationen und zahlreichen
 Qualitäten zu kaufen, fertig zugeschnitten und unbeschnitten. Letzteres war natürlich
 billiger, musste aber, wenn es sich nicht um Maschinenpapier handelte, noch
 beschnitten, d.h. der unregelmäßige Büttenrand entfernt werden. Gutes Papier
 wurde sogar gefälscht, d.h. das Wasserzeichen wurde kopiert und billiges Papier
 unter falschem Etikett teuer angeboten. Anständiges Briefpapier hatte sauber, plan,
 hell und einheitlich gefärbt zu sein, weiß, leicht gelb, hellblau oder rosa waren
 beliebt. Ging der Brief an höhergestellte Personen, wurde verstärkt Wert auf
 Festigkeit und gute Satinierung (Glätte) gelegt. Für besondere Anlässe gab es

Bögen mit Goldschnitt oder schwarzem Rand. Geschrieben wurde auf Briefbogen. Der Briefschreiber beschrieb seinen Brief aber nicht in einzelnen Blättern, also jeweils Vorder- und Rückseite eines und dann weiterer Blätter (das galt als unfein), sondern er beschrieb einen oder mehrere Bögen, also mindestens vier zusammenhängende Seiten.

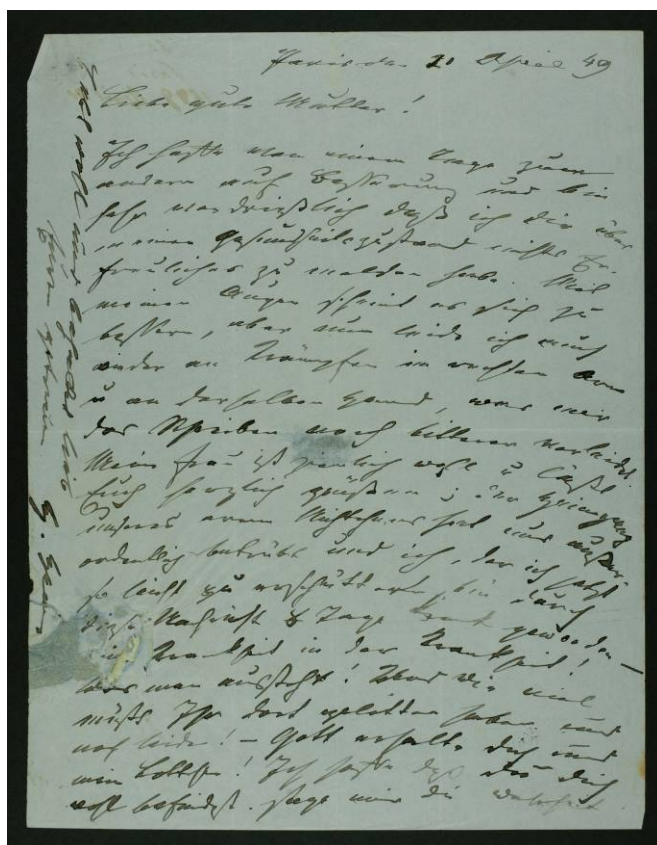
Ein Briefumschlag, wie wir ihn heute kennen („Enveloppe“ oder „Couvert“ heißt er bei Heine), war im 19. Jahrhundert nur in Ausnahmefällen üblich. Für gewöhnlich wurde das dreiseitig beschriebene Doppelblatt (hergestellt aus einem einmal gefalteten Briefbogen) so gefaltet und ineinandergeschoben, dass die beschriebenen Seiten innen zu liegen kommen. Ich lasse einmal zwei solcher Faltbriefe herumgehen, an denen Sie Ihrem Spieltrieb freien Lauf lassen können.

Hier sehen wir eine solche unbeschriebene Briefseite, die durch Faltung zum Umschlag wurde, ähnlich wie bei den Luftpostbriefen, an die sich ältere Menschen vielleicht noch erinnern werden. Heine hat den Brief vom 22. Juni 1847 eigenhändig adressiert:

Madame
Betty Heine, née de Geldern
20. Dammthorstraße,
Hambourg.



Unten sehen sie einen roten Klecks: das Briefsiegel. Nach der kunstvollen Faltung und Zusammenschiebung wurde der Brief an einer einzigen Stelle mit einem Siegel so verschlossen, dass selbst die geringste Einsichtnahme ohne Siegelbruch nicht möglich war. Beim Siegeln wird in den Siegellackstift, der über einer Kerze angeschmolzen wird, die private Petschaft gedrückt. Solche Siegel demonstrierten durch ihre Farbe auch den Charakter des Briefs, die Größe gab Auskunft über den Rang des Schreibers, Wappen oder Monogramm verrieten den Absender. Da beim Öffnen das Briefblatt an der Stelle zerstört werden musste, an der das Siegel es zusammenhielt, achtete der sorgsame Briefschreiber schon bei der Niederschrift darauf, die Rückseite der Siegelstelle nicht zu beschreiben. Genau das ist aber bei dem nächsten Beispiel passiert, einem Brief Heines an seine Mutter vom 21. April 1849, was Sie an der Beschädigung unten links erkennen können:



Paris den 21 April 49

Liebe gute Mutter!

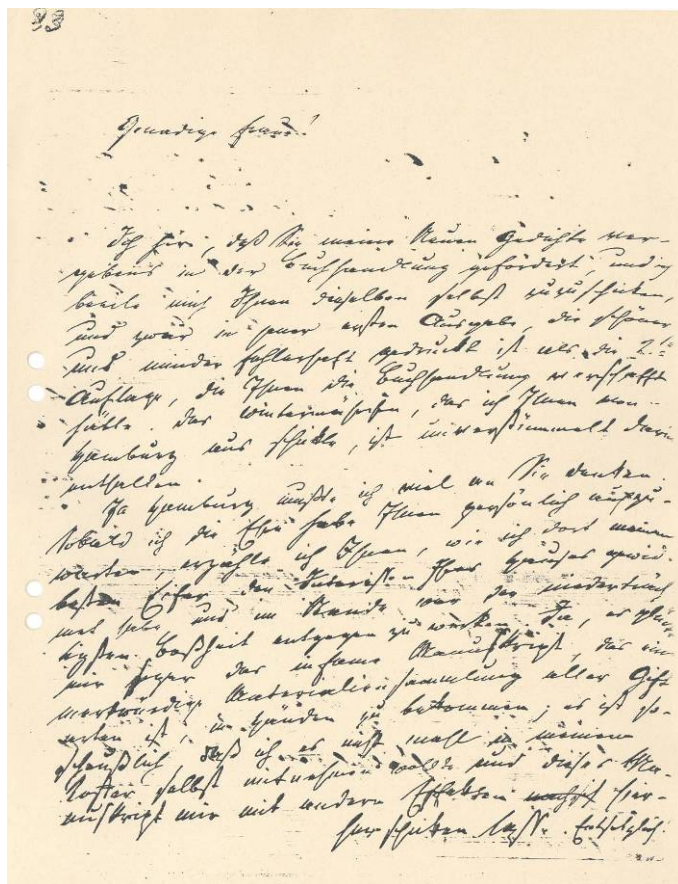
Ich hoffe von einem Tage zum andern auf Besserung und bin sehr verdrießlich daß ich Dir über meinen Gesundheitszustand nichts Erfreuliches zu melden habe. Mit meinen Augen scheint es sich zu bessern, aber nun leide ich auch wieder an Krämpfen im rechten Arm u an derselben Hand, was mir das Schreiben noch bitterer verleidet. Meine Frau ist ziemlich wohl u läßt Euch herzlich grüßen; der Heimgang unseres armen Nichtchens hat uns außerordentlich betrübt und ich, der ich jetzt so

leicht zu erschüttern, bin durch diese Nachricht 8 Tage krank geworden – eine Krankheit in der Krankheit! Was man aussteht! Und wie viel müßt Ihr dort gelitten haben und noch leiden! – Gott erhalte Dich und mein Lottchen! Ich hoffe daß Du Dich wohl befindest. sage mir die Wahrheit.

Lebt wohl und behaltet lieb
Euren getreuen H. Heine

Innerörtlicher Briefverkehr bestand häufig nur aus kurzen Billets. Diese wurden nicht so aufwendig verschlossen wie Briefsendungen. Häufig waren für sie Klebe-Oblaten in Gebrauch, oftmals wurden sie aber auch nur gefalzt bzw. gekniff, dies jedoch nur, wenn Sender und Empfänger miteinander auf vertrautem Fuß standen; das Verfahren galt als unschicklich.

Apropos unschicklich: Sehen Sie sich bei diesem Brief an die Mutter einmal den Abstand zwischen der Anrede („Liebe gute Mutter“) und dem eigentlichen Briefbeginn an. Wir würden vielleicht sagen: Er hat eine Leerzeile gelassen. Und vergleichen Sie damit diesen Brief Heines an Betty Rothschild vom 12.11.1844. Da sind zwischen Anrede („Genadige Frau!“) und Briefbeginn eher drei Leerzeilen:

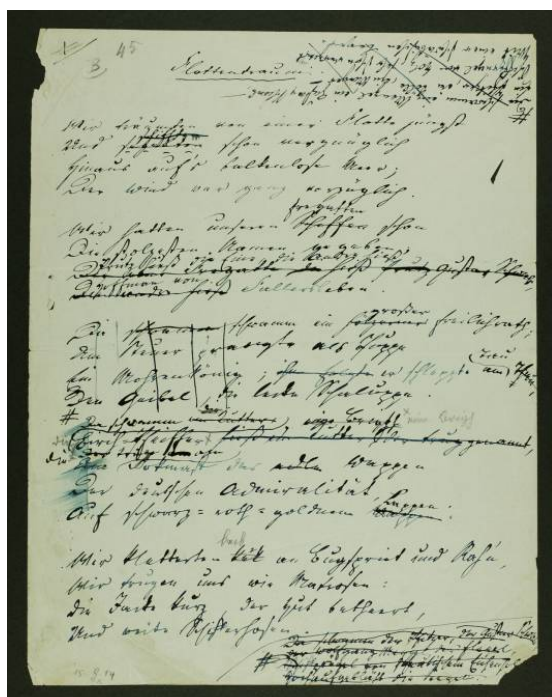


Es gibt für diese Lücke sogar einen Fachbegriff: Der Abstand zwischen der Anrede und dem eigentlichen Briefbeginn wird als Devotionalraum bezeichnet: Je höher der Adressat über dem Briefschreiber steht, desto größer dieser Abstand. Und trotz des bekannten Witzes aus den Reisebildern, „ich saß neben Salomon Rothschild, und er behandelte mich ganz wie seines Gleichen, ganz famillionär“, trotz dieses Witzes signalisierte Heine der Baronin Rothschild, was er auch mit der Schlußwendung bekräftigte, dass er nämlich „Ihr unterthäniger H. Heine“ war.

Es ist an der Zeit, nun auch etwas über das Medium zu sagen, das die Verbindung zwischen dem Schreibwerkzeug und dem Beschreibstoff, dem Papier, herstellt.

3. Heines Schriffterzeuger: Tinte

Heine war ein Liebhaber der schwarzen Tinte. Der gleichbleibenden Qualität wegen gab er ihr eindeutig den Vorzug. Aufgrund von Oxydationsprozessen erscheinen die von ihm verwendeten Tinten heute in unterschiedlichen Nuancen, vom tiefen Braun bis zum fahlen Gelb. Eher selten hat Heine auch braune und blaue Tinte und zwischen 1844 und 1847 sogar königsblaue Tinte benutzt. Die Verwendung dieser speziellen Tinte in diesem relativ kurzen Zeitraum gibt uns die Möglichkeit, Manuskripte, die damit geschrieben sind, entsprechend genau datieren zu können. Hier ein Arbeitsmanuskript vom Mai 1844, später betitelt „Unsere Marine“:

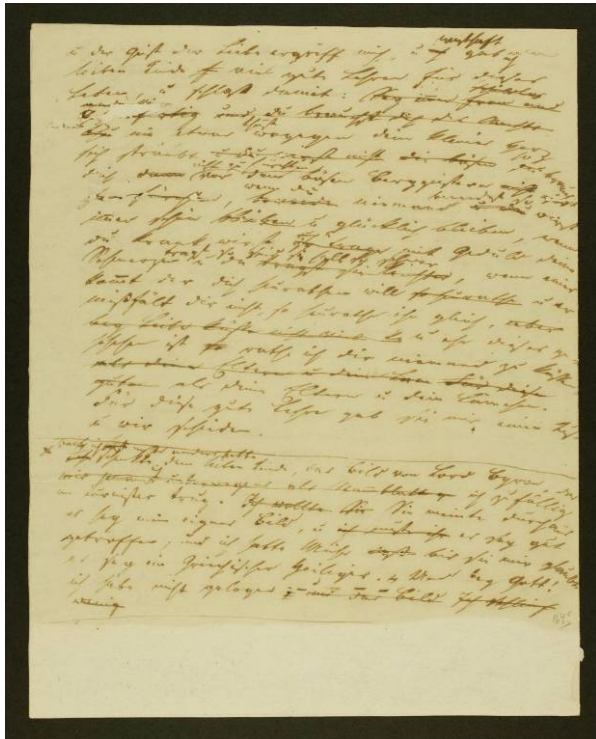


Heine schrieb, wie alle seine Zeitgenossen, mit Eisengallustinte. Sie ist bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. entwickelt worden, wurde seitdem zwar qualitativ verbessert, ist im Wesentlichen aber unverändert geblieben. Eisengallustinte besteht aus Gerbsäure (gewonnen aus Eichengalläpfeln), Eisenvitriol (schwefelsaurem Eisenoxydul), Regenwasser oder dünnem Bier und einem Pigment-Bindemittel (meist Gummi arabicum, gewonnen aus der Rinde bestimmter Akazienarten). Eisengallustinte zeigt unmittelbar nach der Beschriftung eine bräunliche Färbung, die durch Oxydation mit dem Luftsauerstoff ins Schwarze übergeht. Durch organische oder anorganische Beimischungen lassen sich auch andere Farbtöne erzielen. Bis zur Erfindung der Anilinfarben waren dafür jedoch komplizierte und kostspielige Verfahren nötig. In größerer Menge kamen farbige Tinten daher erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts auf den Markt.

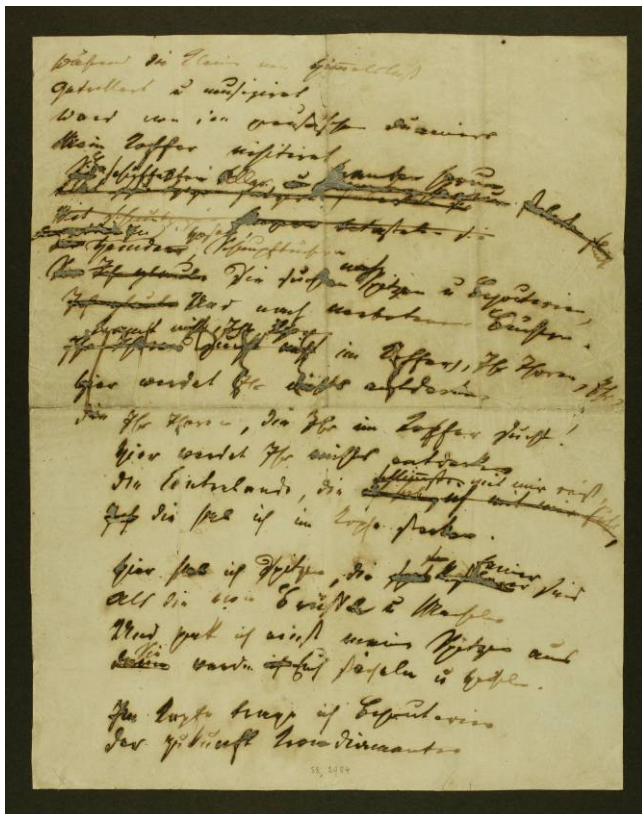
Die relativ langsam trocknende Eisengallustinte ist beständiger als unsere heutzutage verwendete schnelltrocknende Oberflächentinte, dafür ist sie chemisch aggressiver als etwa die pflanzliche Chinatusche. Da die Mischungen aufgrund von Verunreinigungen oder verschiedenen Zusätzen meistens nicht perfekt hergestellt werden können, kommt es häufig zu unerwünschten Korrosions- und Alterungsprozessen: Kupfer- oder Zinksalze im Vitriol können durch katalytische Oxidation die Papierfasern angreifen und das Papier regelrecht perforieren bis hin zu einer großflächigen Zerstörung, dem sogenannten Tintenfraß. Darunter versteht man die chemisch bedingte Zersetzung des Beschreibstoffes: Die Tinte frisst das Papier. Da Gallapfelextrakte unterschiedliche Mengen von Gallussäure enthalten und auch das verwendete Vitriol nicht nur aus Eisensulfat besteht, sondern meist Kupfer-, Mangan-, Aluminium- und Zinksulfat enthält, entstehen häufig ungenau gemischte Eisengallustinten. Die Zersetzung macht sich erst nach längerer Aufbewahrung bemerkbar, wenn das in der Eisengallustinte enthaltene Eisensulfat mit Luftinhaltsstoffen (vor allem Wasser) reagiert und sich zu Schwefelsäure umbildet. Papierfasern werden zerstört, kräftige Tintenstriche und -kleckse perforieren das Papier, Schriftzüge brechen regelrecht heraus, um sie herum bilden sich oft bräunliche Höfe.

Hier ein Beispiel für Tintenfraß in einem Entwurf mit Ergänzungen zur „Harzreise“ aus dem Frühjahr 1825, ein Quartbogen geripptes Handbüttenpapier mit dem

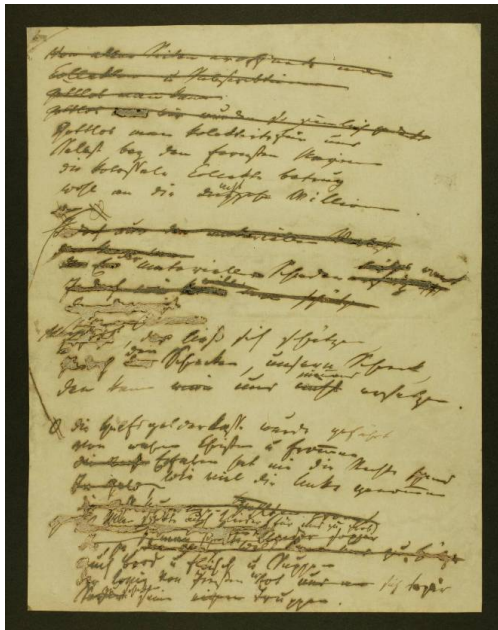
Wasserzeichen VAN DER LEY. Die dunkelbraune Tinte schlägt durch, im oberen Bereich tritt Tintenfraß auf.



Hier zwei erheblich gravierendere Beispiele aus den Entwürfen zu „Deutschland. Ein Wintermärchen“, zunächst aus Caput 1:



Und hier, noch schlimmer, aus Caput IV:



Zum Schluss meines Vortrags will ich noch die kecke Sinnfrage stellen. Was soll das alles? Warum sollen wir das wissen wollen? Man kann diese Frage als Literaturwissenschaftler beantworten: Anhand der überlieferten Schreibspuren kann es gelingen, den schriftlichen Entstehungsprozess eines Werks zu rekonstruieren, was wiederum dem besseren Verständnis der Dichtung dienen kann. Man kann die Frage aber auch als Liebhaber von Literatur und Heine-Freund beantworten: Weil das Material noch etwas von der Körperlichkeit des schreibenden Autors bewahrt. Sie wissen, es gibt keinen einzigen originalen Wohnraum Heines mehr, weder eine Tür, durch die er gegangen ist, noch eine Treppe, deren Stufen er gestiegen ist; wir besitzen nicht den Schreibtisch, an dem er seine Werke verfasst hat. Es wären ohnehin nur tote Zeugen seiner Gegenwart. Seinen Briefen und Manuskripten dagegen haftet noch etwas durchaus Lebendiges an: etwa die brutale Abrissspur, die uns verrät, dass der kranke Dichter selbst, liegend, das Blatt mühsam aus einem Heft gerissen hat. Wir können nachvollziehen, wie seine Hand über die Seite geeilt ist und im Eifer des Gefechts einen Verschreiber produziert, einen Tintenlecks oder ein Eselsohr verursacht hat. 150 oder sogar 175 Jahre sind seither vergangen, aber für einen kurzen Augenblick ist uns Heinrich Heine in seiner Existenz als Schriftsteller gespenstisch nahe. Papier – Bleistift.